

»Bin zugleich Kombattant. / Mein Körper Feindesland«

Kriegs- als ›Daseinsmetaphern‹ der Krankheit

Diego León-Villagrà

Vorbemerkung

In seinem 1991 publizierten autobiografischen Text *Blick auf einen fernen Berg* ringt der Schriftsteller Dieter Wellershoff (1925–2018) mit dem Sterbeprozess seines jüngeren Bruders an Leukämie, den bereits dessen Frau explizit als »Kampf«¹ charakterisiert. Wellershoffs Bruder wird während seiner Therapie kaum als handelndes Subjekt gefasst – stattdessen wird im Text ein »Kampf zwischen den Krebszellen und den zytostatischen Giften«² beschrieben, der den Patienten ohnmächtig zurücklässt: »Die Krankheit hat das Kommando übernommen, und die Medizin wird gegen die Krankheit kämpfen, über seinen Kopf hinweg.«³ Insbesondere die aggressiven Chemotherapien, denen er sich unterziehen muss, werden dabei als »Giftangriffe auf die Krankheit«⁴ beschrieben, wobei bemerkenswerte Exkurse in die Theorie moderner Kriegsführung geboten werden:

»Nun wurde der chemotherapeutische Giftkrieg gegen sie eröffnet. Die Behandlungsmethode glich der brutalsten Militärstrategie, dem ›Krieg der verbrannten Erde‹, der eine Defensivform der unterlegenen Partei darstellt. Wenn man den siegreichen Vormarsch der feindlichen Truppen/nicht mehr aufhalten kann, bekämpft man sie, indem man in dem Gebiet, in das sie

1 Wellershoff, Dieter: *Blick auf einen fernen Berg*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2006 [1991], S. 14.

2 Ebd., S. 110.

3 Ebd., S. 95.

4 Ebd., S. 75.

eindringen, alle lebensnotwendigen Einrichtungen zerstört. Bei modernen flächendeckenden ABC-Waffen läuft das darauf hinaus, daß ganze Landschaften langfristig unbewohnbar werden.«⁵

Die Rahmung der Therapie als Militärstrategie gegen »den siegreichen Vormarsch der feindlichen Truppen«, der Verweis auf »ABC-Waffen« und die »langfristig[e]« Unbewohnbarkeit, den Tod des Patienten also, macht deutlich, als wie wenig aussichtsreich Wellershoff diesen »Kampf« einschätzt.

Die Denkfigur des Krieges ist »[n]irgendwo sonst in der Medizin [...] stärker ausgebildet als in der Krebsforschung und bei der Krebsbehandlung«,⁶ auch in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart. Sie prägt Romane und autobiografische Texte, Lyrik und Theaterstücke – etwa bei Fritz Zorn (der sich am Ende des wohl prägendsten deutschsprachigen Krebsberichts, *Mars* [1977], »als im Zustand des totalen Krieges« erklärt),⁷ oder bei Hildegard Knief, die den »Kriegsjargon« im medizinischen System 1975 scharf kritisiert.⁸ Obwohl sie etwa »in der DDR-Gesundheitspolitik kaum noch Anwendung fand«,⁹ ist sie auch in Texten aus der DDR, etwa bei Maxie Wander oder Brigitte Reimann, nachweisbar. Während einige prominente Autor:innen wie Wolfgang Herrndorf sie vollkommen vermeiden, rücken andere spezifische Aspekte dezidiert moderner Kriegsführung, etwa Terror, Distanz, Asymmetrie, explizit in den Mittelpunkt. Gleichzeitig aber strukturiert diese Denkfigur auch medizinhistorische, zum Teil sogar fachwissenschaftliche Texte. So beschreibt unter vielen anderen auch Siddhartha Mukherjee das Verhältnis von Mensch und Krebs in seinem 2011 mit dem

5 Ebd., S. 130f. – Dabei bemerkt bereits Bettina Hitzer in ihrer 2020 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichneten Habilitationsschrift *Krebs fühlen. Eine Emotionsgeschichte des 20. Jahrhunderts* (Stuttgart: Klett-Cotta 2020, S. 412), dass »[d]ie Metapher des ›Gaskriegs gegen den Körper‹ [...] weit weniger in der Auseinandersetzung mit der Chemotherapie präsent [war] als die Atomkriegsrhetorik im Umgang mit der Strahlentherapie.«

6 Schott, Heinz: »Krebs, Krieg, Krankheit. Medizinhistorische Schlaglichter und Assoziationen«, in: Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken 39 (2009/10), S. 339–357, hier S. 339.

7 Zorn, Fritz: *Mars*. Mit einem Vorwort von Adolf Muschg, München: Kindler 1977, S. 225.

8 Knief, Hildegard: *Das Urteil oder Der Gegenmensch*, Wien/München/Zürich: Molden 1975, S. 100; vgl. León-Villagrà, Diego: »›Ich wollte ein paar heilige Kühe schlachten‹. Zu Hildegard Kniefs Krebsbericht ›Das Urteil oder Der Gegenmensch‹ (1975)«, in: *Anafora* 8.2 (2021), S. 403–424.

9 B. Hitzer: *Krebs fühlen*, S. 146.

Pulitzer-Preis ausgezeichneten Buch *Der König aller Krankheiten. Krebs – eine Biografie* als andauernde »Geschichte eines Kriegs – gegen einen Gegner, der gestaltlos, zeitlos und allgegenwärtig ist«, mit »Siege[n] und Niederlagen, Feldzüge[n] über Feldzüge, Helden und Hybris, Überleben und Widerstand – und, zwangsläufig, [all] die Verwundeten, die Verurteilten, die Vergessenen, die Toten.«¹⁰

Denn Krankheiten werden *erzählt*, in der medizinischen Praxis ebenso wie in der Medizingeschichte, und eine Grundlage für ihre narrative Darstellung bilden in konkrete Szenen eingebundene Denkfiguren, die in konkreten Texten etwa als Metaphern nachweisbar sind. Durch die Kriegsmetaphorik, gegen die sich etwa Susan Sontagin ihrem 1977 publizierten, von autobiografischen Erfahrungen geprägtem Essay *Krankheit als Metapher* vehement ausspricht, sei »nahezu jeglicher Körperschaden gerechtfertigt [...], wenn das Leben des Patienten gerettet wird«, dadurch reziprok »[d]ie Beschreibung eines Phänomens als Krebs [...] eine Anstiftung zur Gewalt.«¹¹ Sontag analysiert in ihrem Essay die Metaphern, Narrative und Stigmata – »[a]ufgrund der zahllosen metaphorischen Ranken, die Krebs zum Synonym des Bösen gemacht haben, empfindet man es als beschämend, Krebs zu haben; es ist wie ein heimlicher Skandal« –¹² des Krebses (und der Tuberkulose) und wendet sich entschieden gegen seine Metaphorisierung:

»Zeigen will ich, dass Krankheit keine Metapher ist und dass die ehrlichste Weise, sich mit ihr auseinanderzusetzen – und die gesündeste Weise, krank zu sein –, darin besteht, sich so weit wie möglich vom metaphorischen Denken zu lösen, ihm größtmöglichen Widerstand entgegenzusetzen.«¹³

10 Mukherjee, Siddhartha: *Der König aller Krankheiten. Krebs – eine Biografie*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2012 [2010], S. 18.

11 Sontag, Susan: »Aids und seine Metaphern«, in: Susan Sontag: *Krankheit als Metapher. Aids und seine Metaphern*. Frankfurt a.M.: S. Fischer 2003 [1988], S. 75–149, hier S. 78f., 99.

12 S. Sontag: *Aids und seine Metaphern*, S. 94.

13 Sontag, Susan: »Krankheit als Metapher«, in: Susan Sontag: *Krankheit als Metapher. Aids und seine Metaphern*, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2003 [1977], S. 5–74, hier S. 9. Vgl. Moser, Benjamin: *Sontag. Her Life and Work*, New York: Ecco 2019, S. 371–378.

Obwohl diese Forderung nach einem »Sprachduktus buchstäblicher Eindeutigkeit«¹⁴ die kulturwissenschaftliche Betrachtung von Krebs nachhaltig und international prägte, schloss sich bereits früh die Frage an, »[o]b ein Denken über Krankheit und Körper abseits von metaphorischen Begriffen [...] überhaupt möglich ist«,¹⁵ welche Alternativen sich praktisch anbieten. Die auf »[d]as alte Kriegsschema der Biologie und Medizin« des 19. Jahrhunderts zurückgehenden,¹⁶ in der »enge[n] Verknüpfung von militärischer und medizinischer Nutzung der neu entwickelten Bestrahlungstechniken« nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkte Metaphorik des Krebses als »Krieg«¹⁷ prägt dabei – so die 2000 eingereichte Dissertation des Stabsoffiziers Douglas R. Stickle an der Universität der Maxwell Air Force Base, *Malignants in the Body Politic. Redefining War through Metaphor* – reziprok die Metaphorik des Krieges selbst und seiner öffentlichen Vermittlung.¹⁸

Dass Krebs oftmals als spezifisch »moderne« Krankheit gilt, begründet Mukherjee damit, dass »seine Metaphern so modern sind.« Er nennt etwa das »unaufhaltsame[] Wachsen[]«, das Bild des Krebses als »verzweifelter Individualist« und den Zustand des Erkrankten, der »die Instabilität der Moderne wiedergibt.«¹⁹ Doch auch diese Zuschreibungen – und mit ihnen die Kriegsmetapher als Ganzes – sind, wo sie nicht ganz gemieden wird, in Bewegung und Aktualisierung. So berichtet etwa Henning Mankell (1948–2015), der »ungefähr ein[en] Monat« nach der Diagnose und kurz vor der Chemotherapie detaillierte Träume eines »schlammigen Schützengraben[s] in Flandern« hat, in seinem Krankheitsbericht *Treibsand* von 2014.²⁰

-
- 14 Kleber, Jutta Anna: *Krebstabu und Krebsschuld. Struktur – Mensch – Medizin im 20. Jahrhundert*, Berlin: Reimer 2003, S. 135, Anm. 3.
 - 15 B. Hitzer: *Krebs fühlen*, S. 90f.; vgl. Brandt, Christina: »Metapher«, in: Roland Borgards et al. (Hg.), *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2013, S. 21–27; Brandt, Christina: *Metapher und Experiment. Von der Virusforschung zum genetischen Code*, Göttingen: Wallstein 2004.
 - 16 Macho, Thomas: »Ein zweites Leben in uns – Drei Fragen zum Krebs«, in: Manfred Moser (Hg.), *Krankheitsbilder – Lebenszeichen. 3. Kolloquium zur Philosophischen Praxis*, Wien: VWGÖ 1987, S. 85–118, hier S. 88.
 - 17 B. Hitzer: *Krebs fühlen*, S. 354.
 - 18 Vgl. Stickle, Douglas R.: *Malignants in the Body Politic. Redefining War through Metaphor*, Diss. Maxwell, AL 2002.
 - 19 S. Mukherjee: *Der König aller Krankheiten*, S. 65f.
 - 20 Mankell, Henning: *Treibsand. Was es heißt, ein Mensch zu sein*, Wien: Zsolnay 2015 [2014], S. 79f.

»Viel zu spät begreifen wir in unserem Schützengraben, dass dieser Nebel ein neuer Feind ist, der sich nähert. Erst als wir das Giftgas in die Lungen eingesogen haben und den lähmenden Schmerz spüren, mit dem es uns die Eingeweide zerfrisst, erkennen wir, jetzt ist der Feind so nah herangekommen, dass er in unsere Körper eingedrungen ist. Da erwache ich. Für einen kurzen Augenblick bin ich verwirrt. Der Schmerz ist nicht im Traum geblieben. Er ist in der Erinnerung noch da. [...] Dann fällt mir der Bronchoskopietest ein, den ich am Tag zuvor gemacht habe.«²¹

Angesichts eines Feindes, der »in unsere Körper eingedrungen ist«, ist die Neu-relationierung ein zentrales Anliegen Mankells, das mithilfe derselben Kriegsmetaphorik verhandelt wird:

»Dem Krebs gegenüber eine Haltung zu finden ist ein Kampf, der an vielen Frontabschnitten gleichzeitig geführt wird. Es ist wichtig, nicht alle Kräfte darauf zu vergeuden, sich nicht mit Illusionen herumzuschlagen. Ich benötige meine ganze Energie, um meine Widerstandskraft gegen den Feind zu stärken, der in mich eingedrungen ist.«²²

»[E]ine Haltung zu finden«, als zweiter »Frontabschnitt[]« im Kampf gegen den Krebs? Wie die literarischen Beispiele zeigen, steht die Denkfigur *Krebs=Krieg* in der Gegenwart – gegen Darstellungen der Hilflosigkeit, eines Kampfes der Medizin gegen die Krankheit »über seinen Kopf hinweg« im Falle von Wellershoffs Bruder – im Dienste der Autonomie des Patienten. Sie wird gegenüber den Erfahrungen des Autonomieverlusts in der modernen medizinischen Therapie als Chance zur Identitätsbildung wahrgenommen. Diesem Moment der Identitätsbildung möchte ich im Folgenden aus explizit medienanthropologischer Perspektive nachgehen.

Bettina Hitzer schreibt, dass Krebs »seit den späten 1970er Jahren im Zeichen einer positiv bewerteten Autonomie und Wahrhaftigkeit« von Patienten gesehen wird;²³ einer Autonomie, die, so Beate Rössler, als Grundbedingung eines guten Lebens und Sterbens formuliert wird.²⁴ Diese »Wahrhaftigkeit«

21 Ebd., S. 79f.

22 Ebd., S. 160.

23 B. Hitzer: Krebs fühlen. S. 181f.

24 Rössler, Beate: Autonomie. Ein Versuch über das gelungene Leben, Berlin: Suhrkamp 2019 [2017], S. 13.

findet in der Gegenwart auch Eingang in die von Sontag kategorisch abgelehnte Metaphorik, die sich im medizinischen Bereich auch auf andere Erkrankungen erstreckt. Kontrovers wurde diskutiert, wie damit umzugehen sei – ein Team von Onkologen um Jonathan M. Marron etwa sah im *Journal of Clinical Oncology* im Sommer 2020 kritisch auf die im Kontext von CoViD-19 verwendeten Metaphern und warnte eindringlich vor der Leitmetapher des Krieges: »In oncology, we may have already lost the war against war metaphors, but the experience of the oncology community can serve as a cautionary tale in the era of CoViD-19. Use war metaphors with caution; they are an ethical minefield.«²⁵

›Daseinsmetaphern‹ der Krankheit

Die Denkfiguren der Krankheit bilden, wie Cassirers symbolische Formen, das Material für ein »Leben in ›Bedeutungen‹«.²⁶ Im Sinne einer Medienanthropologie, die nicht so sehr danach fragt »was, sondern wann, unter welchen Bedingungen und mithilfe welcher Instrumente und Operationen der Mensch sei«, der wiederum nicht nur einen »biologischen, sondern darüber hinaus oder gar an Stelle dessen einen technischen, semiotischen und einen artefaktischen Körper benötigt«,²⁷ sind diese Denkfiguren nicht nur Teil des »semiotischen Körpers«. Stattdessen bilden sie, als irreduzible, ubiquitäre Größe das verbindende Element der medial vermittelten Vorstellungen »der körperlichen Existenz, der Körperwahrnehmung und des -ausdrucks«.²⁸ Der Rückgriff auf Denkfiguren, die vor einem spezifischen gesellschaftlichen Dispositiv wiederum tradierte, medial präsente ›Daseinsmetaphern‹ wie die Kriegsmetaphorik der Krankheit induzieren, erscheint dabei als Hoffnung auf

25 Marron, Jonathan M. et al.: »Waging War on War Metaphors in Cancer and COVID-19«, in: *JCO Oncology Practice* 16.10 (2020), S. 624–627, hier S. 625.

26 Cassirer, Ernst: »Der Gegenstand der Kulturwissenschaft«, in: Ernst Cassirer, *Zur Logik der Kulturwissenschaften. Fünf Studien*, Hamburg: Meiner 2011 [1942], S. 3–36, hier S. 15.

27 Engell, Lorenz/Siegert, Bernhard: »Editorial«, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 4.1 (2013), S. 5–10, hier S. 5.

28 Glaubitz, Nicola et al.: »Medienanthropologie«, in: Jens Schröter (Hg.), *Handbuch Medienwissenschaft*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2014, S. 383–392, hier S. 386.

ein »Patentrezept«²⁹ zur Kontingenzbewältigung. Mithilfe dieser Denkfiguren versucht der »sogenannte[] Mensch[]«³⁰ sein Ausgeliefert-Sein zu überwinden und ein »Mediales Selbst« zu schaffen, immer »unter der Erwartung, dass mediale Strukturen eine konventionalisierte Anerkennung und Sicherheit liefern«.³¹

Gerade die vieldiskutierte »Ausdehnung des Sterbeprozesses bzw. [...] Erweiterung der Zwischenzone« zwischen Leben und Tod durch medizinischen Fortschritt³² eröffnet dabei in der existenziellen Krise der potenziell tödlichen Krankheit einen Raum für die performative Subjektivierung des Kranken im Spiegel des Texts – *als* krankes Subjekt, aber vielfach auch über die Grenzen der Krankheit hinaus: »In der Vorwegnahme des drohenden Todes erkennt sich das Individuum als Individuum und wird als selbstständiges Selbstbewußtsein anerkannt«.³³ Weil »Sterben [...] ein Trip« ist, »[a]ls Desorganisation von Raum und Zeit, als Trennung von Körper und Identität, als Negation aller diskursiven und sozialen Regeln«,³⁴ induziert es ein besonderes Bedürfnis der (Re-)Relationierung, die auch einen Modus der Kontingenzbewältigung darstellt,³⁵ der Bewältigung des »Absolutismus der Wirklichkeit«, wie ihn Hans Blumenberg fasst:

»Auf der einen Seite steht die sinnleere Wirklichkeit, die angsterregende, rücksichtslose, unzuverlässige Übermacht der realen Welt [...]. Ihr stehen auf der anderen Seite ganz unterschiedliche Maßnahmen des gleichermaßen schwachen und ohnmächtigen wie erfindungsreichen und talentierten Menschen gegenüber. Dieser wird völlig in Anspruch genommen von der schwie-

-
- 29 Shin, Nan zit.n. Frank, Arthur W.: Mit dem Willen des Körpers. Krankheit als existenzielle Erfahrung, Hamburg: Hoffmann und Campe 1991, S. 11.
 - 30 Kittler, Friedrich: Grammophon Film Typewriter, Berlin: Brinkmann und Bose 1986, S. 238.
 - 31 Fassler, Manfred: »Das mediale Selbst. Eine phylogenetische Annäherung«, in: Lorenz Engell/Frank Hartmann/Christiane Voss (Hg.), Körper des Denkens. Neue Positionen der Medienphilosophie, Paderborn: Wilhelm Fink 2013, S. 189–212, hier S. 193.
 - 32 Neufeld, Anna Katharina/Vedder, Ulrike: »An der Grenze. Sterben und Tod in der Gegenwartsliteratur. Einleitung«, in: ZfGerm N.F. 25.3 (2015), S. 495–498, hier S. 495f.
 - 33 Macho, Thomas: Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, S. 84.
 - 34 Ebd., S. 408.
 - 35 Vgl. Lübke, Hermann: »Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung«, in: Gerhart von Graevenitz/Odo Marquard (Hg.), Kontingenz, München: Wilhelm Fink 1998, S. 35–47.

rigen Aufgabe, sich durch Leistungen der Distanz, für welche die gesamte Kultur steht, von dieser übermächtigen Willkürherrschaft zu entlasten.«³⁶

Dabei sind die »Versuch[e] [...], die Existenz von allem vermeintlich Scheinhaf-ten freizuhalten und eine Grundsicht der Wirklichkeit zu identifizieren, die frei von allem Schein ist«, vergeblich – denn »[w]ir setzen uns in jedem Augenblick unseres bewussten Lebens in Szene«. Diese »indefinit vielen Szenen« werden, so Markus Gabriel, durch »Fiktionen« zusammengehalten,³⁷ in denen die irreduzible Verschränktheit von Menschen und ihren »Daseinsmetaphern« als »Menschen-und-Medien mit Bindestrich« sichtbar werden.³⁸

Mit Blick auf Krebs und seiner trotz symptomatischer Heterogenität bemerkenswerten einheitlichen Imagologie – als »ein Wachstum, das *nicht* Fortschritt ist«, so Christa Wolf –³⁹ sind diese irreduziblen und unauflösbaren Subjektivierungs- und Relationierungsprozesse zentral. Denn

»[k]eine andere Krankheit ruft bei ihrer bloßen Erwähnung solches Entsetzen hervor; sie spielt in unserer wohltemperierten, wohltherapierten, der Tragik so weit wie möglich abgekehrten Gesellschaft den Part des blinden, heimtückischen Schicksals, das seine Zähne ins Fleisch des Opfers schlägt und nicht ablässt, bis es tot ist.«⁴⁰

In dieser Situation bilden »Daseinsmetaphern« als Medien der Selbst- und Weltrelationierung einen Raum der Identitätsarbeit, um aus den evidenten Lebensereignissen, die strukturiert, kontingent und irreversibel, aber interpretierbar sind, in neue Relationierungsprozesse einzutreten, »mit denen sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische

36 Wetz, Franz Josef: Hans Blumenberg zur Einführung, Hamburg: Junius 2004, S. 94f.

37 Gabriel, Markus: Fiktionen, Berlin: Suhrkamp 2020, S. 17, 24f. mit Verweis auf Wolfram Högbe.

38 Voss, Christiane: »Anthropomediale Perspektiven«, in: Philipp Stoellger (Hg.), Figureationen des Menschen. Studien zur Medienanthropologie, Würzburg: Königshausen & Neumann 2019, S. 33–50, hier S. 43.

39 Wolf, Christa: »Krebs und Gesellschaft« in: Christa Wolf: Auf dem Weg nach Tabou, München: Kiepenheuer & Witsch 1996 [1991], S. 115–139, hier S. 125.

40 Müller, Burkhard: »Literatur und Krebs. Das Sterben der anderen«, in: Süddeutsche Zeitung, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/literatur-und-krebs-das-sterben-der-anderen-1.46146> vom 17.5.2010.

Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht.«⁴¹ Es handelt sich um Subjektivierungsprozesse, die in der besonderen ›Lebenslage‹ zumindest potenziell existenzieller Krankheit die Körperlichkeit betonen, die – so Hans Castorp im *Zauberberg* – »sich selbstständig und wichtig gemacht [hat]; denn Krankheit macht den Menschen viel körperlicher, sie macht ihn gänzlich zum Körper...«⁴²

Wie ich im Folgenden anhand verschiedener literarischer Beispieltex-te zeigen möchte, handelt es sich bei der Denkfigur *Krebs=Krieg* um eine Figur der reziproken Welt- und Selbstrelationierung, die als Medium in doppelter Weise zwischen Welt und Selbst *vermittelt*, dabei ein spezifisches *Milieu* der Krankheit bildet und – wenngleich wesentlich immateriell – insofern zur *Materialität* strebt, als dass ihre sozial, moralisch und kulturell normativen Bedeutungsschichten materielle Realien erzeugen und spezifische Praktiken bedingen. Als ›Daseinsmetapher‹ im Sinne Hans Blumenbergs, als heuristische Analyse-kategorie der Subjektivierung und als epistemologisches Element schafft sie spezifische *Existenzweisen*, die sich in untrennbarer, nicht abgrenzbarer Einheit mit ihrem Subjekt und ihren medialen Bedingungen vollziehen. Ihre Reziprozität (der Krebs ›führt Krieg‹ gegen den Menschen, der Mensch ›führt Krieg‹ gegen den Krebs) steht dabei in deutlichem Kontrast zur Funktionsweise früherer, vormodernen Denkfiguren, etwa des *schleichenden* oder *fressenden* Krebses.⁴³ Es handelt sich dabei um eine spezifisch *moderne* Figur, die eng mit der Historizität einer allgemeinen ›Schmerzschwelle‹ zusammenhängt, wie sie Hans Blumenberg in einem Nachlasstext formuliert und die über die Anerkennung von Phänomenen als Leiden und damit möglicherweise therapierbare Krankheit

41 Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Bd. 2: Der Gebrauch der Lüste, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1986 [1984], S. 18.

42 Mann, Thomas: Der Zauberberg, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2002 [1924], S. 272f.; vgl. Hart Nibbrig, Christiaan L.: Die Auferstehung des Körpers im Text, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985, S. 14: »Im Tod, wo wir ihn ablegen, ist der Körper da: verloren. Solange man ihn gesund bewohnt und zu besitzen glaubt, entzieht er sich in seiner lebendigen Ganzheit wie eine Horizontlinie, nach der sich nicht greifen lässt. Zur Fiktion wird er im Augenblick seiner Abtrennung vom Bewußtsein«.

43 Vgl. dazu León-Villagrà, Diego: »[V]nnd yhr wort das frisset vmb sich wie der krebs«. Zur Metapher des ›fressenden Krebses‹ in Martin Luthers Übersetzung von 2. Tim 2,17a und ihren Quellen«, in: Scientia Poetica 27 (2023), S. 3–35.

entscheidet. Mit der »drastische[n] Herabsetzung der Schmerzschwelle«⁴⁴ um 1900 geht auch eine Historizität des Wesens relationierbarer bzw. notwendig zu relationierender Phänomene einher, dabei müssen neue Relationierungs- und Kontingenzbewältigungsstrategien gesucht werden, die fortschreitend in einer Übertragung der Metaphern zeitgenössischer therapeutischer Möglichkeiten gefunden werden.

Denkfiguren des Krieges bei Urs Faes und Robert Gernhardt

Der beschriebene Raum der Identitätsarbeit und Relationierung durch Denkfiguren des Krieges zeigt sich etwa im ›Fahrtenbuch‹ *Halt auf Verlangen* des Schweizerischen Schriftstellers Urs Faes (*1947), wobei die aus dem persönlichen, textimmanent als »Alltagsfahrtenjournal«, »Anschreibehft« und »Wörterwartebuch«⁴⁵ als Gebrauchstext eingeführten Tagebuch des Autors entstandene Chronik der Tramfahrten durch Zürich in eine Klinik für Strahlentherapie einen erzählerischen Rahmen für die Darstellung und Reflexion der Krebserkrankung des Protagonisten und seiner Therapie bieten.⁴⁶ Der Text ist durchzogen von ungewöhnlich vielen und detailliert ausgearbeiteten Kriegs- bzw. Kampfmetaphern, die den Körper als »Zielgelände« und »Schlachtfeld« – wahlweise als »Acker« –⁴⁷ unter dem »Fadenkreuz«, dem »Dauerbeschuss«, dem »Flächenbombardement« der Maschine⁴⁸ gegen das »Übel« des Krebses zeigen. So etwa das erste Aufeinandertreffen des Patienten mit der Krankenschwester, die ihn im Folgenden ein exakt dokumentiertes Bestrahlungsraster auf die Haut tätowieren und ihn »kahlasier[en]« wird.⁴⁹

44 Blumenberg, Hans: Die Denkfigur der »iatrogenen Krankheiten«. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Sign. A:Blumenberg, Hans, UNF 323–327, Bl. [2]. Eine frühere Textfassung findet sich ebd., UNF Schubert 1, Mappe 3, frühere Fassung.

45 U. Faes: *Halt auf Verlangen*, S. 30.

46 Vgl. zu Faes León-Villagrà, Diego: »Mit Worten gegen lähmende Angst, Verzweiflung? Gegen Dosen und Diagnosen?« Literarische Distanzierungsstrategien aus Arzt- und Patientenperspektive bei Urs Faes, in: Katharina Fürholzer/Marcella Fassio/Johann-Christian Pöder (Hg.), *Ärztliche Imaginationen des Lebensendes*, Bielefeld: transcript 2025, S. 177–189.

47 U. Faes: *Halt auf Verlangen*, S. 23f.

48 Ebd., S. 22–25, 108.

49 Ebd., S. 23

»Sie streckte ihm die Hand entgegen, auf Brusthöhe, schon fast unter dem Kinn, das verwunderte ihn und erinnerte ihn für Sekunden an ein Plakat, das in einem Schulzimmer gehangen hatte: Uncle Sams ausgestreckte Hand, begleitet von dem Satz: »I want you for U.S.-Army«. Wollte sie ihn auch für einen Kampf, einen Krieg?«⁵⁰

Diese Metaphorik setzt sich bei den tatsächlichen Bestrahlungsterminen fort:

»Die beiden Frauen starrten noch immer auf das Raster, zerrten an dem Tuch, auf dem er lag, um ihn noch genauer ins Fadenkreuz zu rücken, das mitten im markierten Feld lag. Unser Treatment Field, hatte die Stanzistin erklärend festgehalten. Killing Field, hatte er gedacht, und für Sekunden waren Kriegsbilder an ihm vorübergezogen: entlaubte Dschungelgebiete in Vietnam, zerbombte Städte im Irak, in Syrien, verbrannte Erde voller Bombenkrater. Der jetzt bevorstehende Krieg fand nicht im Dschungel, sondern in seinem Körper statt. [...] Mit einem Mal hörte das Rotblinken auf, und das ruhig tickende Orange setzte ein, das den Start ankündigte, die Energiemenge, die losgeschickt wurde, ihn gleich treffen würde im Zielfeld. Frau Ana hatte erst auf seinen Körper geblickt, [...] [d]ann hatte sie ihm in die Augen geblickt, und er hatte in ihrem Gesicht eine Spur von Mitleid gelesen oder gar Entsetzen, als läge da ein guter Freund, der Bruder oder der eigene Mann und sie müsste zusehen, wie diese ionisierenden Strahlen auf ihn niederfielen: *Hiroshima, mon amour*.«⁵¹

Die Referenz auf den Atombombenabwurf von Hiroshima 1945,⁵² auf die Verwendung chemischer Waffen im Vietnamkrieg und die Bombardierung von Städten im Nahen Osten im Kontext der (Medizin-)Technik evozieren diffuse Bilder moderner Kriegsführung, eines erschlagenden Ungleichgewichts der Kräfte. Die Bildwelt des Textes greift explizit auf kollektive visuelle Archive zurück: Vietnam, Irak, Syrien – Orte des global medialisierten Krieges. Diese Referenzen sind keine zufälligen Assoziationen, sondern Ausdruck einer medial konditionierten Imagination, in der das individuelle Erleben von Krankheit durch kulturell überformte Bilder des Krieges gerahmt wird. Gerade diese medial gespeicherten und zirkulierenden Kriegsbilder und die

50 Ebd., S. 22.

51 Ebd., S. 24, 107f.

52 Vgl. zu dieser Konstellation bereits Weigelt, Peter/Flörke, Lutz: Krebsgeschwür und Atomschlag. Aus heiterem Himmel: moderne Modelle der Disziplin, in: FORVM 30 (1983), Nr. 358/359, S. 54–56.

militärische Semantik sind es dabei, die das affektive Erleben des eigenen Körpers strukturieren: Der »jetzt bevorstehende Krieg« verlagert sich aus diesen kollektiven Kriegslandschaften in den Innenraum des Körpers, der Körper wird zum Schlachtfeld, wobei gerade die kurative (Medizin-)Technik als Angriff erfahren wird. Diese Rahmung ist nicht nur metaphorisch, sondern wirksam auf der Ebene der Wahrnehmung und des affektiven Erlebens: Der Patient imaginiert sich als Soldat, Opfer und Schlachtfeld zugleich. Diese Dezentrierung des Subjekts macht es zu einer medial konditionierten Figur im Spannungsfeld zwischen Technologie, institutionalisiertem Handeln und kulturellen Bildwelten. Dabei wird die gewaltförmige Technologie der Medizin und des Krieges nicht differenziert, sondern emotional und kulturell eingebunden, die Behandlung in eine Genealogie kollektiver Traumata gestellt. Dabei versucht Faes gegen seine eigene krankheitsbedingte Objektivierung, den vielfach dargestellten Erfahrungen der Dissoziation und Dekomposition – »er selbst« bezeichnet sich als »[e]in Ich, das in der Krankheit zerbröselte, sich auflöste unter den Energiemengen, die ins Zielfeld einfielen: das Gefühl, sich zu verlieren, auch das eigene Bild« –⁵³ eine Neurelationierung durch das Schreiben ebenso wie durch spezifische Denkfiguren, die gegen die von Wellershoff beschriebene Machtlosigkeit bei Faes auch Initiative, den Wunsch nach Aktivität und Autonomie abbilden. Das autobiografische Schreiben als Relationierungstechnik und »Technologie des Selbst« wird zum Versuch, dem »Entschwinden [des] Lebens« beizukommen.⁵⁴

Auch Robert Gernhardt, der in den 1990er Jahren mit dem Zyklus *Herz in Not* als »Tagebuch eines Eingriffes in hundert Eintragungen« bereits einen schweren Herzinfarkt, die folgende Bypass-Operation und Rehabilitation in dezidiert autobiografischen Gedichten verarbeitet hatte⁵⁵ und in den 2004 veröffentlichten *K-Gedichten* die zwei Jahre zuvor erfolgte Diagnose metastasierenden Darmkrebses verarbeitet,⁵⁶ erfährt seinen Körper im Gedicht *Juni. Rückblick und Ausblick* als »Feindesland« im chemisch geführten Krieg:

53 Ebd., S. 146.

54 Vgl. etwa ebd., S. 71.

55 Vgl. etwa Eilers, Tobias: Robert Gernhardt. Theorie und Lyrik. Erfolgreiche komische Literatur in ihrem gesellschaftlichen und medialen Kontext. Münster u.a.: Waxmann 2011, S. 266, Anm. 85.

56 Gernhardt, Robert: »Robert Gerhardt, 68 Jahre, Dichter und Zeichner, Darmkrebs«, in: Bärbel Schäfer/Monika Schnuck (Hg.), Ich wollte mein Leben zurück. Menschen erzählen von ihren Erfahrungen mit Krebs, Berlin: Rütten & Loening 2006, S. 148–153, hier S. 153.

»Bin zugleich Kombattant.
 Mein Körper Feindesland
 ist abgefüllt mit Kriegs-Chemie.
 Das zwängt den Tumor in die Knie,
 versichert der Verstand.«⁵⁷

Dass der zweite Teil des 2004 erschienenen Bandes, *Krieg als Shwindle* (nach *Krankheit als Schangse*) sich mit dem Irakkrieg befasst, mag auch dem Publikationsdatum geschuldet sein. Gleichwohl findet sich das »Kriegswerk« des »Krebskriegers« deutlich im zweiten Zyklus wieder,⁵⁸ wird gespiegelt und durch den Kontrast mit dem realen Krieg, den Terroranschlägen von 2001 und dem Beginn des Irakkriegs 2003, auch infrage gestellt.

Wie Rüdiger Zymner feststellt, sind Gernhardts Texte dabei als »rein autorfaktuale[] Lyrik« zu lesen,⁵⁹ die paratextuell als »Technologie des Selbst« im Foucault'schen Sinne charakterisiert werden: »je präziser ich Auskunft gebe, desto mehr weiß ich auch über das, was mir da widerfährt oder anderen widerfahren ist: auch über Verfall, Krankheit und Sterben.«⁶⁰ Vor allem Gernhardts *Brunnen-Hefte*, seine im Deutschen Literaturarchiv einsehbaren Notizhefte, sind in diesem Kontext als klassische Gebrauchstexte lesbar: im Heft vom 16.10.-27.10.2005 etwa werden Fieberwerte eingetragen, Gespräche über den Krebs reflektiert, medizinische Begriffe notiert.⁶¹

Obwohl »die gegenwärtige akademische Regelpoetik« es strikt verbiete, »Lyrik als »Erlebnislyrik« aufzufassen«,⁶² affirmiert Gernhardt in der unter

57 Gernhardt, Robert: *Gesammelte Gedichte 1954–2006*, Frankfurt a.M.: S. Fischer 2017, S. 889.

58 Ebd., S. 887.

59 Zymner, Rüdiger: »Der Spaßmacher als Ernstmacher. Zu einem Wendepunkt im lyrischen Werk Robert Gernhardts«, in: *German Studies in India* 3 (2012), S. 87–94, hier S. 91. Gernhardt selbst macht die Verbindung von Werk und Autobiografie deutlich; vgl. etwa R. Gernhardt: »Robert Gerhardt, 68 Jahre«, S. 152.

60 [Aussage Robert Gernhardts in:] Kerschbaumer, Sandra: »Ein Reim auf Leben und Tod. Robert Gernhardt im Gespräch mit Sandra Kerschbaumer über Form, Tradition und Skepsis sowie des Dichters Platz am Nebentisch«, in: *Neue Rundschau* 109.1 (1997), S. 113–123, hier S. 114.

61 Vgl. Gernhardt, Robert: *Kippfiguren. Robert Gernhardts Brunnen-Hefte*, hg. von Kristina Maidt-Zinke, Marbach a.N.: DLA 2007.

62 Riedel, Wolfgang: »Den Tod vor Augen. Lyrische ars moriendi heute (Robert Gernhardt, Heiner Müller)«, in: Wolfgang Riedel/Friederike Felicitas Günther (Hg.), *Der Tod und die Künste*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2016, S. 363–396, hier S. 365.

dem Titel *Frau Sorge tritt ans Krankenbett* publizierten »[g]ekürzten Fassung der Dankrede zum Heinrich-Heine-Preis der Stadt Düsseldorf« die für das Krankengedicht notwendige »Betroffenheit«:

»Naturgedichte kann man imaginieren, Liebesgedichte kann man phantasieren, Krankengedichte schreibt nur, wen Krankheit trifft. Davon kann ich auch ein Lied singen – richtiger: ich konnte, und ich tat es, als die Diagnose Krebs vor zwei Jahren Operationen und Therapien nach sich zog.«⁶³

Postmoderne Autorschaftstheorien verlieren scheinbar, so bereits Wolfgang Riedel, im Kontext existenzieller Krankheit ihre allgemeine Gültigkeit: »Der Tod stützt sich seinen Autor zurecht, dieser mag es drehen, wie er will. Auch dem Künstler kommen Autonomie, Souveränität oder ähnliche Selbstkonzepte als Fiktionskern seiner Autorschaft abhanden.«⁶⁴ Gernhardt reflektiert in den »kompromißlos ernste[n] und unbefangenen komische[n], ja alberne[n]« *K-Gedichten* – so er selbst –⁶⁵ das Leben mit Krebs, als Patient und Schriftsteller, das Verhältnis zu Ärzten und zum oftmals personifizierten Krebs, wobei die lyrische Form an sich, der »strenge Strophenbau«, das »gelenkige Metrum« und die »bissige[n] Verse« des idealen »Krankengedicht[s]«,⁶⁶ in Rückgriff auf Heinrich Heine und gegen Friedrich Schiller, als Distanzierungs- und damit: Freiheitsstrategie fungiert.⁶⁷ Insbesondere die »Formzentriertheit« seines Werks kann dabei »als Kontrafaktur zum im Körper stattfindenden Auflösungsprozess gelesen werden«:⁶⁸

»Die strenge Form, insbesondere die des Gedichtes, macht Sachen sagbar, die ich in ungebundener Form, in Prosa nicht sagen könnte. Ich habe in den letzten Jahren eine Reihe von sehr persönlichen Erfahrungen gemacht, die ich nur in Gedichtform mitteilen konnte. Woran liegt das? Am Unpersönlichen der Form. Man kann als Autor persönlich werden, wenn man eine Form

63 R. Gernhardt: »Frau Sorge tritt ans Krankenbett«, S. 41.

64 W. Riedel: »Den Tod vor Augen«, S. 365f.

65 R. Gernhardt: »Robert Gerhardt, 68 Jahre«, S. 153.

66 Gernhardt, Robert: »Frau Sorge tritt ans Krankenbett. Warum sich Leiden und Schmerzen so gut in Versform bringen lassen: Eine Suchbewegung vom Allgemeinen hin zu Heinrich Heinen«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 29.1.2005, S. 41.

67 Ebd., S. 41.

68 Helmer, Debora: »Sterbender Mann mit Spiegel«. Lyrisch reflektiertes Sterben bei Heiner Müller, Robert Gernhardt und Ernst Jandl, Würzburg 2014, S. 189.

findet, die dem Leser das Gefühl nimmt, in ein allzu privates Fühlen und Geschehen hineingezogen zu werden.«⁶⁹

Auch im Gedicht 5. *Mai. Beginn der Chemo* spielen Kriegsmetaphern eine wesentliche Rolle:

»Krebskrieger fängt sein Tagwerk an:
Auf denn, Chemie! Heut heißt es: Ran!
Krebskrieger weiß, daß unterliegt,
wer Krebs nur kriegt und nicht bekriegt.
Krebskrieger muß aufs Ganze gehen.
Er stellt die Frage: Wer packt wen?
Packt Mann den Krebs? Packt Krebs den Mann?
Krebskrieger fängt sein Kriegswerk an.«⁷⁰

Die Metapher des »Krebskriegers« etabliert bereits im ersten Vers eine narrative Rahmung des Krebses als Situation der Aktivität, die mit allen medienkulturellen Codierungen des »Kriegers« verbunden wird – Heldentum, Kontrolle und Durchsetzungskraft –, Subjektpositionen, Handlungsspielräume und affektive Selbstverhältnisse strukturiert. Passivität wird in diesem Appell zur Handlung als Niederlage empfunden: es »unterliegt,/wer Krebs nur kriegt und nicht bekriegt.«⁷¹ Dabei konstituiert die ausgearbeitete »Daseinsmetapher« ein Deutungsangebot für die existenzielle Erfahrung der Krankheit, das vor dem Hintergrund der oben skizzierten medienanthropologischen Deutung von Denkfiguren weit über ihre Verwendung in der Literatur hinausdeutet und »[d]ie Fiktion vom souverän agierenden Menschensubjekt« entlarvt.⁷² Alle untersuchten Texte konvergieren in einer gemeinsamen metaphorischen Logik: Der Erfahrung von Krebserkrankung wird über die Denkfigur des Kriegers eine kulturell kodierte Struktur gegeben. »Daseinsmetaphern« sind nicht bloß rhetorischer Natur, sondern werden als mediales Dispositiv im Sinne einer operativen Denkform sichtbar, die leibliche Erfahrung, technologische Eingriffe und affektive Relationen konstellierte. Statt einem klar definierten

69 [Aussage Robert Gernhardts in:] S. Kerschbaumer: »Ein Reim auf Leben und Tod«, S. 114.

70 R. Gernhardt: *Gesammelte Gedichte*, S. 887.

71 Ebd.

72 Voss, Christiane: »Existieren im fliegenden Wechsel: Grundzüge einer philosophischen Medienanthropologie«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 47.1 (2022), S. 123–135, hier S. 123.

Subjekt treten darin Figuren zutage,⁷³ die den ›Menschen‹ in seinen Existenzweisen überhaupt erst konstituieren. Als ›Daseinsmetapher‹ strukturiert die Metaphorik des Krieges Affekte, Erwartungen und Handlungsoptionen – und ermöglicht es damit, ›eine Haltung zu finden‹, einen symbolischer Handlungsrahmen, der in unterschiedlichen medialen Formaten re-inszeniert und performativ wirksam wird. Der ›Mensch‹ wird dabei ebendort fassbar, wo er im Modus des ›Krieges‹ zu einer durch Medien und mediale Praktiken formierten Figur des Existierens wird, einer Figur zwischen Opfer und Held, Passivität und Aktivität, Körper und Bild.

73 Vgl. dazu Stoellger, Philipp: »Anthropologie der Figuration. Konfigurationen von Mensch und Medium zwischen De- und Transfiguration«, in: Philipp Stoellger (Hg.), *Figurationen des Menschen*, S. 251–299.